

Karlaufs Stauffenberg

Der Entzauberstab der Analogie

Thomas Karlauf stellt Stauffenberg in seiner Biographie als unpolitischen Soldaten dar. Ein wichtiges Argument sind Vergleiche mit anderen Offizieren. Was leisten solche Analogieschlüsse?

Von HANS-CHRISTOF KRAUS



© Ullstein

Claus Schenk von Stauffenberg

Das Bild des Grafen Claus Schenk von Stauffenberg schwankte schon immer in der Geschichte. Kritische Stimmen fehlten nie, und gegenwärtig scheint es, als sollten sie – fünfundsiebzig Jahre nach dem 20. Juli 1944 – im öffentlichen Diskurs erneut die Oberhand gewinnen, weil man soeben entdeckt zu haben meint, was man schon immer wusste oder hätte wissen können: dass Stauffenberg kein überzeugter Demokrat, sondern Anhänger einer elitären Weltanschauung war.

In diesem Jahr ist eine neue Biographie des Hitler-Attentäters erschienen. Verfasst hat sie Thomas Karlauf, der durch seine Biographie Stefan Georges bekannt geworden ist und als einer der besten Kenner des Lebens und Werkes dieses Dichters und dessen legendären Kreises gelten kann, dem auch Claus von Stauffenberg und seine Brüder angehörten. Karlaufs neues Buch bietet eine durchaus konzise, in sich geschlossene Deutung von Person und Handlungsweise Stauffenbergs und zeichnet dennoch ein methodisch anfechtbares, in der Sache einseitiges, im Detail unvollständiges, partiell verzerrendes und deshalb im Ergebnis höchst zweifelhaftes Bild.

Wer eine Stauffenberg-Biographie zu schreiben unternimmt, hat allerdings mit immensen Quellenproblemen zu kämpfen – dessen ist sich auch der neueste Biograph bewusst. Die von der Gestapo nach dem 20. Juli 1944 beschlagnahmten Papiere des Attentäters müssen als verloren gelten; erhalten sind nur Restbestände. Von den späteren Zeugenberichten und Erinnerungen aus der Nachkriegszeit müssen nicht wenige als unzuverlässig gelten, weil sie in allzu durchsichtiger Weise der Exkulpierung oder gar der Selbsttheroisierung der wirklichen oder auch nur vermeintlichen Zeitzeugen dienen sollten.

Im Kontext der kritischen Adelsgeschichte

Nun darf man Karlauf das Recht nicht verweigern, frühere Deutungen in Frage zu stellen und den Umgang mit zweifelhaften Überlieferungen zu rügen; auch so verdienstvolle Autoren wie Eberhard Zeller, Joachim Kramarz, Christian Müller oder Peter Hoffmann dürften gelegentlich allzu leichtgläubig gewesen sein. Karlauf aber neigt dazu, die von ihm bekämpften früheren Auffassungen nahezu zur Karikatur zu verzerren.

Unübersehbar bewegt sich Karlauf im Kontext der neueren kritischen Adelsgeschichte. So verwundert es nicht, dass einer der prominentesten Vertreter dieser Richtung, der in Edinburgh lehrende Historiker Stephan Malinowski, in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 31. März die neue Biographie als Werk eines „Legendenbrechers“ gerühmt hat. Auf die Thesen Malinowskis beruft sich Karlauf denn auch ausdrücklich, wenn es ihm darum geht, der vermeintlichen adligen Legendenbildung um den Attentäter entgegenzuwirken.

Karlaufs Stauffenberg-Deutung geht aus von der Annahme, dass „drei Lebensbereiche“ den Mann geprägt hätten: erstens die adligen „Werte und Ideale“ der Familie, zweitens das soldatische Wesen und der „Geist des Offizierskorps“ und drittens, etwas später, auch „das Eintauchen in die George'sche Welt, in der sich ihm das Wahre, Schöne, Gute im Spiegel heroischer Freundschaft erschloss“. Das ist zwar nicht unzutreffend – nur werden diese drei Elemente von Karlauf in einer Weise definiert und interpretiert, dass wiederum ein verzerrendes Bild entsteht.

Der Purismus eines Ethos der Tat

Auf heftigen Widerspruch ist die These Karlaufs gestoßen, dass es eine „moralische Motivation in der uns heute selbstverständlich gewordenen Form“ bei Stauffenberg nicht gegeben habe. Der Autor stellt die ausgesprochen zweifelhafte Behauptung auf, „dass Stauffenberg erst im Sommer 1942 anfang, kritisch über die Bedingungen und Folgen des Krieges nachzudenken“, weil sich bis zu diesem Zeitpunkt „Hitlers Politik weitestgehend mit den Vorstellungen und Erwartungen“ Stauffenbergs gedeckt habe.

Vor diesem Hintergrund gelangt Karlauf dazu, das Attentat als Ausdruck eines weder durch moralische noch durch politische Motive zu erklärenden angeblich reinen „Ethos der Tat“ zu deuten; dieses Ethos sei, so Karlauf, „wertfrei und unterscheidet sich kategorial von allem, was wir unter Haltung und Gesinnung verstehen“. Dieses Ethos meint der Verfasser – im Übrigen ohne nähere Begründung – auf George zurückführen zu können.

Als ein welthistorisches Beispiel für dieses „Ethos der Tat“ zieht er die Ermordung Caesars heran: „Brutus kümmerte es nicht, ob die Welt den Mord an Caesar mit Abscheu oder Bewunderung aufnahm, er sah die Freiheit Roms in Gefahr und erfüllte seine Pflicht als Bürger. Das Ethos der Tat sucht weder Ruhm noch Ehre, sein einziger Zweck ist die Tat um ihrer selbst willen.“ Das ist offenkundig unplausibel: Wenn Brutus die „Freiheit Roms“ retten wollte, vollbrachte er eben keine „zweckfreie Tat“ um der Tat willen, sondern er handelte um eines genau definierten politischen Zweckes willen. Und das bedeutet im Analogieschluss: Stauffenberg verübte seinen Anschlag ebenfalls nicht nur, wie Karlauf behauptet, um der Tat willen, sondern um ein konkretes Ziel zu erreichen: den Sturz des NS-Regimes und das Ende des Krieges.

Darf man des 20. Juli gedenken?

Die geschichtspolitische Pointe des Buches lautet, bei der Tat des 20. Juli 1944 handele es sich um „ein deutsches Missverständnis“. Karlauf bestreitet entschieden jede moralische, etwa durch die Wahrnehmung des Holocausts bewirkte Motivation der Verschwörer (obwohl diese durch viele Quellen, wie die Tagebücher Ulrich von Hassells, belegt ist), sondern reduziert Attentat und Staatsstreichversuch auf einen von einigen hohen Offizieren in letzter Stunde aus rein machtpolitisch-strategischen Gründen inszenierten, schlecht vorbereiteten und dilettantisch durchgeführten Militärputsch. Nimmt man diese Deutung ernst, muss man sich tatsächlich fragen, ob ein alljährliches Gedenken an das gescheiterte Attentat und dessen Folgen heute überhaupt noch zu rechtfertigen wäre.

Gegen die Triftigkeit der Deutung des Ereignisses sprechen aber die handwerklichen Mängel und methodischen Probleme der Biographie. Zwei methodische Hauptmängel sind besonders hervorzuheben.

Erstens die einseitige Auswahl und Auswertung der Quellen. Anstatt zu Beginn die zentrale Frage zu klären, welche Quellenbestände der Überlieferung aus welchen Gründen als zuverlässig anzusehen sind und welche nicht, stellt Karlauf seine eigene Deutung an den Anfang und wertet die historischen Quellen nur vor diesem Hintergrund aus. Er beruft sich auf alles, was seine Ausgangsthese stützt, verwirft jedoch alles andere, was ihr widerspricht.

Wie schon Ulrich Schlie in der „Neuen Zürcher Zeitung“ kritisch anmerkte, stützt Karlauf sich auch auf die hochproblematische Überlieferung der Gestapo, also die „Kaltenbrunner-Berichte“, deren Informationen auf Aussagen der nach dem 20. Juli verhafteten und teilweise gefolterten Verschwörer beruhen. Die Nachkriegsüberlieferung, die wie gesagt in der Tat gelegentlich als sehr fragwürdig anzusehen ist, stellt Karlauf fast generell in Frage – doch er beruft sich bezeichnenderweise immer gerade dann auf die nachträglichen Zeitzeugenberichte, wenn er seine Thesen hierdurch stützen kann.

Rudolf Fahrners Erinnerungen

Ein Beispiel sei hier genannt: die erst nach 1945, vermutlich in den sechziger Jahren entstandenen Erinnerungen des Germanisten und Stauffenberg-Vertrauten Rudolf Fahrner. Einerseits behauptet Karlauf, diese, wie er sagt, „stark stilisierten Aufzeichnungen“ seien „als Quelle weitgehend wertlos“, doch andererseits zitiert er an zentraler Stelle die von Fahrner überlieferte, auf Hitler bezogene Stauffenberg-Äußerung aus dem Jahr 1938: „Der Narr macht Krieg!“, die Karlauf anschließend in zweifelhafter Weise umzudeuten versucht.

In methodischer Hinsicht besonders bedenklich ist ein zweiter zentraler Aspekt der Biographie, der Analogieschluss. Auf dieses schwierig zu praktizierende Verfahren können die historischen Wissenschaften zurückgreifen, wenn eine quellenmäßig gestützte Überlieferung weitgehend fehlt, was etwa in Teilgebieten der Geschichte des Altertums und des Mittelalters der Fall ist. In der Neuesten Geschichte und der Zeitgeschichte gelangt es nur in Ausnahmefällen zur Anwendung, und auch dann ist Vorsicht geboten.

Karlauf begründet seine Vorgehensweise: Er konzentrierte sich „auf die wenigen authentischen Dokumente“ und versuche, „die Haltung Stauffenbergs über Analogien und Indizienketten zu erschließen“. Er sei sich zwar „darüber im Klaren, dass ein solches Verfahren aus Sicht des Historikers problematisch ist“, doch mit Blick auf eine Rekonstruktion von Stauffenbergs Selbstverständnis als Berufsoffizier sei es gerechtfertigt,

weil „es sich beim Offizierskorps um eine homogene, soziologisch klar zu definierende, selbstbewusste Gruppe handelte, die einem strengen, über viele Generationen entwickelten Kodex unterworfen war“.

Ein Aufsatz des Bruders

Doch Karlauf verwendet den Analogieschluss keineswegs nur dann, wenn es ihm darum geht, Stauffenbergs Selbstverständnis als Offizier und dessen – darauf kommt es ihm an – vermeintliches Gefangensein in einer strikt militärischen Logik und einer hieraus angeblich resultierenden unpolitischen Haltung zu belegen, sondern er nutzt das Verfahren einer analogisch zu ermittelnden Rekonstruktion von Gesinnungen und Haltungen auch dann, wenn es um Stauffenbergs Verhältnis zum Nationalsozialismus geht. Und hier gelangt Karlauf zu ausgesprochen anfechtbaren Schlussfolgerungen, was an zwei zentralen Beispielen belegt sei.

Zum einen geht es um die bereits 1933 vom neuen Regime veranlasste Ausbürgerung sogenannter Ostjuden. Hier führt Karlauf einen Aufsatz Berthold von Stauffenbergs an, in dem dieser jene Maßnahme der Regierung Hitler unter Berufung auf die „Reinheit der Nation“ verteidigte. Karlauf folgert hieraus nun, dass auch der Bruder Claus „eine ähnliche Gleichgültigkeit an den Tag gelegt“ habe. Der Verfasser verweist anschließend auf eine Denkschrift Erich von Mansteins, in der dieser den Ausschluss jüdischer Soldaten aus der Wehrmacht kritisierte, und fügt an, die Argumentation dieser Denkschrift sei für Stauffenberg „möglicherweise nur schwer nachvollziehbar gewesen“. Tatsächlich mag es vielleicht so gewesen sein – aber einen belastbaren Beleg hierfür kann Karlauf nicht liefern; er bleibt in dieser wichtigen Frage bei bloßen Vermutungen stehen, die sich nur auf sehr zweifelhafte Analogieschlüsse stützen.

Mit dieser Methode lässt sich im Grunde alles oder auch nichts beweisen. Es wäre ohne weiteres möglich, die Perspektive einfach umzukehren und gegenteilig zu argumentieren, so etwa mit Blick auf die Ermordung von Juden durch Einsatzgruppen der SS hinter der östlichen Front im Sommer 1941, denn Stauffenberg befand sich seit Juli dieses Jahres in genau diesem Operationsgebiet. In der gleichen Zeit und am gleichen Ort entstanden wichtige Aufzeichnungen und Berichte des 1943 in sowjetischer Gefangenschaft umgekommenen Majors Helmuth Groscurth, der die Mordaktionen der Einsatzgruppen dokumentierte und bei den Befehlshabern gegen sie protestierte.

Der Unterschied von Privatbrief und Befehl

Es ist kaum denkbar, dass Stauffenberg in dieser Zeit von diesen Verbrechen der SS nichts erfahren hätte. Also ließe sich nach der Methode des Analogieschlusses auch eine ganz andere Indizienkette bilden: Der Protest Groscurths könnte ganz im Sinne seines Offizierskameraden Stauffenberg gewesen sein. Aber auch dafür gibt es keine Belege – ganz davon abgesehen, dass Karlauf die schon 1970 vom Institut für Zeitgeschichte in einer kommentierten Edition veröffentlichten Texte Groscurths nicht zu kennen scheint.

Eine in methodischer Hinsicht noch bedenklichere Indizienkette knüpft Karlauf an anderer Stelle: Er zitiert aus einem im September 1941 verfassten Privatbrief Stauffenbergs an Frank Mehnert, in dem von der Gefahr des Bolschewismus für das Abendland die Rede ist. Anschließend zitiert Karlauf aus einem Armeebefehl des Generalobersten Hermann Hoth an die 17. Armee vom November 1941: „jede Spur aktiven oder passiven Widerstands oder irgendwelcher Machenschaften bolschewistisch-jüdischer Hetzer ist sofort erbarmungslos

auszurotten“. Stauffenberg habe, so versucht Karlauf die von ihm konstruierte Indizienkette zu schließen, wahrscheinlich zu diesem Zeitpunkt – noch einmal folgt ein Zitat aus dem Text von Hoth – „die Notwendigkeit harter Maßnahmen gegen volks- und artfremde Elemente“ befürwortet.

Dieser Analogieschluss ist nicht nur deshalb kaum haltbar, weil hier zwei vollkommen unterschiedliche Quellenarten – Privatbrief und Armeebefehl – kommentarlos nebeneinandergestellt werden. Seit einigen Jahren steht eine Quelle von zentraler Bedeutung zur Verfügung, die der Forschung seit Ende der neunziger Jahre bekannt war, jedoch erst 2007 von Peter Hoffmann vollständig veröffentlicht wurde: eine schriftliche Aussage des mit Stauffenberg befreundeten Majors Joachim Kuhn, eines Mitverschwörers des 20. Juli, die dieser Anfang September 1944 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft gemacht hat. Kuhn berichtet von einem nächtlichen Gespräch mit Stauffenberg im August 1942 im Hauptquartier in Winniza: Stauffenberg habe den Krieg im Osten ganz offen „als sinnloses Verbrechen“ bezeichnet und als Begründung hierfür neben anderem ausdrücklich auch „die Behandlung der Bevölkerung durch die deutsche Zivilverwaltung“ sowie „die Judenbehandlung“ genannt.

Die Grenzen des Wissens

Natürlich kennt Karlauf diese Quelle, er zitiert sie auch in aller Ausführlichkeit, aber er setzt sie nicht in Beziehung zu den anderen von ihm hier vertretenen Thesen: Wie kann Stauffenberg einerseits Ende 1941 die „Ausrottung bolschewistisch-jüdischer Hetzer“ befürwortet haben und schon ein gutes halbes Jahr später unter ausdrücklicher Erwähnung der „Judenbehandlung“ den Krieg als „sinnloses Verbrechen“ bezeichnet haben?

Im Grunde fällt mit dieser von Kuhn überlieferten – und auch von Karlauf ausdrücklich als Dokument von großer Bedeutung bezeichneten – Äußerung Stauffenbergs aus dem Sommer 1942 die These zusammen, das Attentat sei nicht aus ethisch-moralischen Gründen, sondern lediglich aus militärtaktischen und politischen Erwägungen heraus begangen worden. Dennoch behauptet Karlauf, nicht „das Entsetzen über die Verbrechen des Nationalsozialismus, sondern die Entschlossenheit, den Krieg möglichst rasch zu einem für Deutschland einigermaßen glimpflichen Ende zu bringen“, habe dem Denken der Verschwörer die Richtung gegeben.

Bestimmte Fragen zu Biographie und Persönlichkeit Claus von Stauffenbergs werden vermutlich aus Mangel an belastbaren Quellenzeugnissen für immer unbeantwortbar bleiben. Das kann und muss man bedauern, es ist aber – wenn nicht doch noch bislang verschollene Dokumente auftauchen sollten – nicht zu ändern. Der Historiker muss im gegebenen Fall eben auch die Grenzen seines Wissens angeben können. Doch selbst wenn dies nicht zu vermeiden ist, wird man ein schlüssigeres und differenzierteres Bild Stauffenbergs zeichnen können als Karlauf. Die Methode des Analogieschlusses verleitet diesen Autor dazu, den jungen Reichswehroffizier Stauffenberg als eine komplett unpolitische Persönlichkeit zu zeichnen, obwohl wenigstens einige Anzeichen gegen diese Deutung sprechen.

Schematisiertes Bild einer komplexen Persönlichkeit

Mögen andere deutsche Offiziere der Weimarer Republik, denen seinerzeit durch die Verfassung das Wahlrecht und jede politische Betätigung untersagt waren, tatsächlich unpolitisch gewesen sein, so muss dies durchaus nicht auf Stauffenberg zugetroffen haben.

Folgt man indessen nur den Analogien, so entsteht ein schematisiertes Bild einer so komplexen Persönlichkeit. Damit hängt die zentrale Frage nach der Motivation für Widerstand und Attentat zusammen.

Ein inneres Ereignis wie Stauffenbergs Entschluss zum Widerstand lässt sich durch Analogieschlüsse nicht datieren. Den Wendepunkt, der aus dem pflichttreu kämpfenden Wehrmachtsoffizier Stauffenberg einen Widerstandskämpfer machte, setzt Karlauf auf den spätestmöglichen Zeitpunkt, nämlich auf Anfang 1943 und die Katastrophe von Stalingrad: „Ein Jahr hatte es gedauert, bis aus der Erkenntnis, dass der Krieg militärisch nicht mehr zu gewinnen war, die Einsicht erwuchs, dass Hitler entmachtet werden musste.“ Aber der Bericht Kuhns zeigt, dass Stauffenberg allerspätstens im Sommer 1942, ein halbes Jahr vor Stalingrad, nicht nur die Kriegslage, sondern auch die Verbrechen des Regimes klar erfasst und in seine Überlegungen, den Krieg so rasch wie möglich zu beenden, einbezogen hatte. Wie aber hätte man den Krieg beenden können, ohne Hitler zu beseitigen oder wenigstens abzusetzen?

Gleich zu Anfang seines Buches zitiert Karlauf zustimmend den britischen Historiker Richard Evans, der 2009 in der „Süddeutschen Zeitung“ die Behauptung aufstellte, Stauffenberg könne, da er kein Demokrat gewesen sei, auch kein Vorbild für künftige Generationen sein. Dies wird über einen Mann gesagt, der sein Leben riskierte und schließlich verlor, weil er den Versuch unternahm, sein Land von einem schrecklichen Regime zu befreien und einen furchtbaren Krieg zu beenden. Evans ist entschieden zu widersprechen: Claus Schenk Graf von Stauffenberg ist und bleibt ein Vorbild – ein Vorbild an Charakterstärke, an Tatkraft und an Mut. Er ist und bleibt eine der großen Persönlichkeiten der deutschen Geschichte.

Quelle: F.A.Z.